

„Wettbewerb ist solidarischer als Teilen“

Der Wirtschaftsethiker Karl Homann betrachtet die traditionelle Philosophie als unpassend für moderne Gesellschaften und propagiert andere Ansätze

(SZ) Der 61-jährige Karl Homann ist einer der umstrittensten Wirtschaftsethiker im deutschsprachigen Raum. Er ist Professor für dieses Fach an der Münchner Ludwig-Maximilians-Universität. Sein Lehrstuhl wird bislang von Unternehmen bezahlt, ab Herbst trägt die Universität das Budget. Homann hat in Volkswirtschaftslehre und Philosophie promoviert und sich in letzterem Fach habilitiert. Vor seinem Wechsel nach München arbeitete er an den Universitäten Witten/Herdecke und Eichstätt.

SZ: Herr Homann, handelt ein Manager unethisch, wenn Produkte seiner Firma die Umwelt verschmutzen?

Karl Homann: Das hängt von der Konkurrenz-Situation ab. Wenn er andernfalls von den Wettbewerbern massiv ausgebeutet werden kann, dann handelt er nicht unethisch.

SZ: Sie wollen solche Leute ernstlich von aller Schuld freisprechen?

Homann: Wenn irgendetwas schuld ist, dann das System und nicht der Einzelne. Stellen Sie sich vor, der Manager würde die Umwelt nicht verschmutzen, während die Konkurrenz es tut. Dann verschwindet er vom Markt! Und es ist keinem geholfen, wenn gerade diejenigen verschwinden, die moralisch handeln.

SZ: Aber der Manager schädigt seine Mitmenschen und Generationen um seines eigenen Vorteils willen. Das widerspricht doch der gesamten abendländischen Ethik.

Homann: Was die abendländische Ethik nicht begriffen hat, ist die Tatsache, dass solche Resultate wie Umweltverschmutzung oder die weltweite Armut Kollektivprobleme sind. Die abendländische Ethik ist in ihren Grundzügen auf eine Kleingruppen-Gesellschaft mit informeller sozialer Kontrolle abgestellt. Da gab es im Alltag eine Reihe von Sanktionsmechanismen, und das funktionierte auch einigermaßen. In der heutigen anonymen Großgruppen-Gesellschaft können Sie sich den informellen Sanktionen Ihrer Umwelt praktisch mühelos entziehen. Und das müssen wir in Rechnung stellen, wenn wir eine Ethik bauen wollen, die unserer modernen Welt mit Marktwirtschaft und Konkurrenz angepasst ist.

SZ: Wie könnte die aussehen?

Homann: Indem man den Wettbewerb so gestaltet, dass moralisches Verhalten eben nicht mehr ausbeutbar ist. Dafür brauchen Sie ein anderes Sanktionssystem. Das eine ist der Staat und seine Rechtspflege. Das andere ist eine Stützung durch Erfolg und durch Belohnung. Das ist nicht nur monetär gemeint, sondern wir arbeiten mit einem offenen Vorteilsbegriff - dazu gehört ein gutes Leben, Übereinstimmung mit sich selbst und seinen Idealen, eine hohe Reputation bei anderen. Die Sanktion kann auch darin bestehen, dass man mit jemanden, der seine Geschäftspartner rücksichtslos über den Tisch zieht, keine Geschäfte mehr macht, oder nur noch die nötigsten.

SZ: Kommen in Unternehmen aber nicht die egoistischsten Typen an die Spitze, die sich am wenigsten um das gemeinsame Wohl kümmern?

Homann: Wir haben tatsächlich derzeit Anreizsysteme - kurzfristige Orientierung, rein monetäre Ausrichtung -, die solche rücksichtslose Egoisten nach vorne bringen. Aber auch die lassen sich nicht gerne in der Öffentlichkeit durch die Mangel drehen.

SZ: Wie soll es im weltweiten Maßstab zu solch einem Regelsystem kommen?

Homann: Indem die Firmen selbst einsehen, dass es nötig ist - beispielsweise nach der Südostasien-Krise. Die Not war zwar in der Bevölkerung am größten, aber das meiste Geld verloren hatten die Kapitalisten, die Banken. Dann haben sie sich zusammengesetzt und haben bessere Kontroll-Mechanismen ausgearbeitet, bessere Rechnungslegungsvorschriften. Und den internationalen Finanzmärkten hat man einige neue Regeln gegeben.

SZ: Dazu haben aber nicht die privaten Banken den Anstoß gegeben, sondern der Internationale Währungsfonds und die Weltbank.

Homann: Akzeptiert - es braucht jemanden, der den Prozess organisiert. Denn es genügt noch nicht, dass es kollektiv für alle besser ist, wenn sie unter einer Ordnung von Spielregeln Wettbewerb treiben. Denn die Firmen selbst sind ja auch immer gleichzeitig Konkurrenten. Und da stellt sich immer wieder die Frage: Wie schaffen wir es, dass wir gemeinsame Interessen zum Zuge kommen lassen? Wir tun uns da insbesondere in Deutschland schwer, weil uns das der Staat bislang frei Haus geliefert hat. Ich bin der Meinung, dass sich die Unternehmen heute auch selbst engagieren müssen, um eine solche Rahmenordnung zu schaffen, weil es für sie vorteilhaft ist.

SZ: Haben wir in Deutschland zu viel oder zu wenig Wettbewerb?

Homann: In vielen Teilbereichen zu wenig. Wie er funktioniert, wenn er klug angeleitet ist, konnten Sie bei der Ausgliederung des Telefonsektors aus der ehemaligen Deutschen Bundespost sehen. Davor hat uns der Monopolist Milliardenbeträge aus der Tasche gezogen; heute, nach der weitgehenden Freigabe des Wettbewerbs, telefonieren wir alle billiger. Das ist ein Beispiel dafür, wie das Setzen neuer Rahmenbedingungen eine höchst segensreiche Wirkung hatte.

SZ: Unterhöhlt nicht der Wettbewerb den Zusammenhalt der Gesellschaft - beispielsweise, indem Kinder lernen, dass der andere eher ein Konkurrent als ein Partner ist?

Homann: Die Kinder sollen nicht Wettbewerb lernen, sondern Wettbewerb unter Regeln. Sie sollen die Erfahrung machen, dass Wettbewerb allein zu keiner vernünftigen Zusammenarbeit führt. Und dann würde ich die Kinder überlegen lassen, welche Regeln sie sich selbst geben wollen. Dafür ist das Fußballspiel ein gutes Bild. Vom Anpfiff an versuchen die Mannschaften mit allerlei Tricks, den Gegner zu besiegen. Dieser Wettbewerb wird kontrolliert durch Spielregeln, deren Einhaltung der Schiedsrichter überwacht, der gelbe und rote Karten zückt. Wenn Sie den Schiedsrichter vom Platz nehmen und die Regeln nicht mehr durchsetzen würden, hätten Sie bald kein Fußballspiel mehr, sondern Catch-as-catch-can. Dass es im Spiel zusätzlich noch so etwas wie Fairness gibt, ist übrigens unbenommen.

SZ: Wenn wir das ganze Leben als Fußballspiel betrachten, das ja etwas Kämpferisches ist - wo bleiben dann Werte wie Nächstenliebe oder Mitleid?

Homann: Ich möchte auf keinen Fall auf solche Werte verzichten - sie sind ein unschätzbares Kapital. Ich brauche moralische Utopien, damit ich weiß, in welcher Richtung ich gute Regeln suchen soll. Und ich brauche solche Werte als Restgröße für den Bereich, in dem die formellen Regeln nicht ausreichen. Mir geht es aber darum, dass wir daraus allein nicht handeln können. Man muss etwas dazwischenschieben zwischen Emotionen und moralischen Intentionen einerseits und dem Handeln andererseits. Und das sind die Anreize, die durch Regeln gesetzt werden.

SZ: Ein klassisches Beispiel für Nächstenliebe ist der Heilige Martin - er teilte seinen Mantel mit einem Armen. Handelte er falsch?

Homann: Nein, weil eine akute Notsituation vorlag. Da ist Hilfe angebracht. Aber als Vorbild für eine Gesellschaft im Normalbetrieb wäre der Heilige eine Katastrophe, weil dieses Verhalten ausbeutbar ist. Beispiel Entwicklungshilfe: Wenn gespendet wird, fließt das Geld oft in die Taschen der Herrscher. Und die machen ihre Völker oft noch ärmer, damit sie noch mehr kriegen.

SZ: Wann wäre der Heilige denn ein Vorbild für eine „Gesellschaft im Normalbetrieb“?

Homann: Indem er anderen Mantel-Herstellern Konkurrenz macht und selbst eine Mantelfabrik baut. Dadurch hätte der Bettler eine zweifache Chance, aus eigener Kraft an einen Mantel zu kommen. Zum einen werden Mäntel billiger. Zum anderen könnte der Bettler einen Arbeitsplatz bekommen und damit genügend verdienen, um einen Mantel zu kaufen. Grundsätzlich halte ich Wettbewerb für solidarischer als Teilen. Was in der vormodernen Gesellschaft die Mildtätigkeit gemacht hat, schaffen wir unter den Bedingungen moderner Marktwirtschaften besser. Die Industrialisierung der letzten zwei Jahrhunderte zeigt, dass auf diesem Weg gerade der Wohlstand der Ärmsten der Armen steigt.

SZ: Der SPD-Generalsekretär Klaus Uwe Benneter hat Unternehmer, die Arbeitsplätze ins Ausland verlagern, als „unanständig“ bezeichnet. Zu Recht?

Homann: Politiker, die so etwas sagen, wissen nicht, in welcher Welt sie leben. Sie versuchen an den Funktionsgesetzen der globalisierten Marktwirtschaft vorbei zu kommen. Das ist reiner Populismus.

SZ: Darf eine Gesellschaft denn nicht entscheiden, dass sie weniger Globalisierung haben will?

Homann: Sicher darf sie das. Aber dann müsste man auch den Preis nennen, nämlich weniger Wohlstand. Und das tun diese Politiker nicht.

Interview: Martin Reim

Quelle: Süddeutsche Zeitung
Nr.131, Mittwoch, den 09. Juni 2004 , Seite 26